

Zu Bethlehem geboren

Im Frauen- und Geburtsspital zur Heiligen Familie spielt die Religion keine Rolle. Was zählt, ist das Leben. Wir waren eine Nacht auf Visite.

Text: VERONIKA WULF
Fotos: SASCHA MONTAG

Sumaiyeh Aiyad liegt mit gespreizten Beinen auf einer Liege in Zimmer 1 der Entbindungsstation. Schweissperlen auf der Stirn, die Finger in die Hand ihres Mannes gekrallt. «Das sieht gut aus», ermutigt sie Samar Qumsiyeh, die Hebamme, brauner Kurzhaarschnitt, rote Lippen. Hier nennen sie alle nur Schwester Samar. In Bethlehem spricht man sich mit Vornamen an. Samar hat in den letzten 25 Jahren Tausenden Babys auf die Welt geholfen. Routiniert zieht sie die Gummihandschuhe über die Finger. Sumaiyeh stöhnt, schnauft, schreit und presst. Die Hebammen rufen: «Yalla, yalla! Weiter so!»

Es ist kurz nach 18 Uhr. Ein Samstagabend im Dezember. Draussen ist die Sonne hinter sandfarbenen Häusern verschwunden. Die letzten Touristen haben die Geburtsstätte von Jesus Christus verlassen und die Imame in den Moscheen das Abendgebet beendet. Das Gewimmel in den Gassen ist einer entspannten Ruhe gewichen. Etwas abseits der Altstadt, hinter den hellen Kalksteinmauern des Spitals zur Heiligen Familie, beginnt der Trubel erst jetzt.

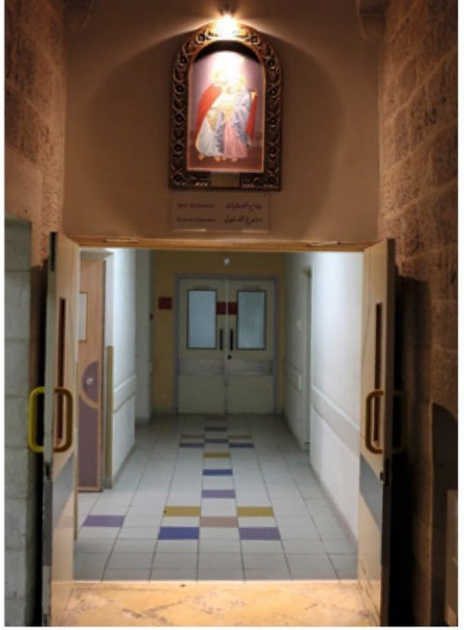
Am Kreuz um Schwester Samars Hals erkennt man, dass sie Christin ist. Ihre muslimischen Kolleginnen tragen eine Haube. Auch Sumaiyeh ist Muslimin, wie die meisten Patientinnen im Spital. Sie hat schon sechs Kinder, und eigentlich wollte sie mit 39 Jahren nicht noch mehr. «Viele Kinder bringen Glück», sagt Issa Aiyad, der werdende Vater, ein kompakter Mann mit grauen Stoppeln. Der Schrei seiner Frau unterbricht ihn. «Yalla, yalla!», rufen die Hebammen, das schwarz behaarte Köpfchen ist schon zu sehen. Samar zieht den winzigen Körper heraus. Jetzt liegt er schmierig und zerknittert auf dem Bauch der Mutter. Als Samar die Nabelschnur durchtrennt, ertönt ein lang gezogenes Weinen. Es ist ein Bub! Der Vater weint.

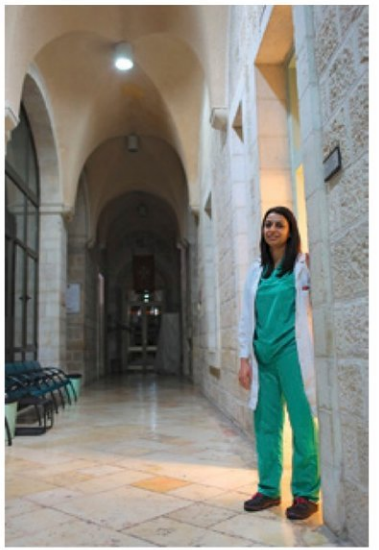
Schwester Samar streift die blutigen Handschuhe von den Händen und eilt durch den Korridor. Vor Zimmer 5 steht Mohammed Radayda (29), Kapuzenpulli, Gel in den Haaren, und wippt ungeduldig auf den Fussballen. Samar geht hinein zu seiner Frau, Zohra Radayda (23), schwarze Haare, grüne Augen, das hübsche Gesicht schmerzverzerrt. Neben dem Bett steht die Stiefmutter. Schwester Samar tastet Zohras Muttermund ab. «Eigentlich ist das Kind zu früh», sagt sie. «36. Woche, 2600 Gramm. Aber Zohras Blutdruck war sehr hoch, deshalb haben wir die Wehen künstlich ausgelöst.» Ein Arzt eilt dazu, mittlerweile wuseln fünf Personen um Zohra herum. Sie wimmert leise, die Hand der Stiefmutter auf ihrer Stirn. Zohra muss nicht lange pressen, dann ist sie da, die erste Tochter, Sara. Kurz krächzt sie. Dann ist es still. Schnell legen die Hebammen sie auf den Behandlungstisch, pressen ein Beatmungsgerät auf das winzige Gesicht, klopfen mit der flachen Hand auf Füsschen und Beinchen, um sie zu stimulieren. Zohra schaut besorgt von der Liege aus zu. Dann hört sie ein Schreien. Erleichterung. In einer Plastikwanne auf Rädern wird Sara hinausgebracht, Mohammed springt herbei, streicht der Tochter über die winzigen Finger. Grinsend verteilt er Schokolade an alle auf der Station, so will es die Tradition. Der Arzt schiebt Sara weiter, in einen grossen Raum, voll mit Geräten, Monitoren und Kabeln.



Ob per Kaiserschnitt oder natürliche Geburt: Jährlich kommen im Spital zur Heiligen Familie 3500 Kinder zur Welt

Die Geburt war nicht einfach. Trotzdem denkt Zohra bereits ans nächste Kind. «Wir möchten mindestens drei», sagt sie. Ihre Mutter hatte 14. Heute haben palästinensische Frauen durchschnittlich vier Kinder. Wenn das so bleibt, wird sich die arabische Bevölkerung im Westjordanland und in Israel bis 2050 verdoppelt haben. Das lässt manche Israelis fürchten, zur Minderheit im eigenen Staat zu werden. Ihre Geburtenrate liegt bei drei Kindern pro Frau. Eine Ärztin, die sowohl im Spital zur Heiligen Familie arbeitet als auch in einer Klinik in Jerusalem, beobachtet einen «Geburtenwettstreit» zwischen gläubigen Juden und Muslimen. Dabei ist die Arbeitslosigkeit im Westjordanland hoch, und viele Familien haben kaum genug zum Leben.







Eine Nacht im Spital zur Heiligen Familie: Mohammed Radayda begrüsst seine Tochter Sara nach der Geburt (rechts); Chefärztin Micheline al-Qassis verbringt oft 24 Stunden bei den Babys (oben rechts)

Seit der zweiten Intifada im Jahr 2000 dürfen israelische Staatsbürger die palästinensisch verwaltete Stadt Bethlehem nicht mehr betreten

Im Spital zur Heiligen Familie spielt die Religion keine Rolle. Was zählt, ist das Leben. Doch man muss nicht weit gehen, um vor der acht Meter hohen Mauer aus Beton zu stehen, die Palästina von Israel trennt. Sie liegt nur wenige Minuten von der Geburtsklinik entfernt und ist mit Graffiti übersät. «Make hummus, not war!», «We all bleed the same color», «Free Palestine». Seit der zweiten Intifada im Jahr 2000 dürfen israelische Staatsbürger die palästinensisch verwaltete Stadt nicht mehr betreten. Palästinensern ist die Ausreise nach Israel nur unter restriktiven Bedingungen erlaubt, auch wenn viele von ihnen Verwandte im arabischen Ostjerusalem haben.

20.55 Uhr, Intensivstation für Neugeborene. Die kleine Sara wird pünktlich zum Schichtwechsel in den Saal gerollt. Während sich die Pfleger umziehen, schiebt sie der Arzt zwischen die 13 anderen Winzlinge unter eine Wärmelampe. Die Geräte piepsen im schnellen Rhythmus ihrer kleinen Herzen. An einer Wand stehen vier Kästen in einer Reihe – Vierlinge. Sie sind im Reagenzglas entstanden. Wenn es auf natürliche Weise nicht klappt, greifen viele Paare auf künstliche Befruchtung zurück. Darunter auch Häftlinge, die ihr Sperma aus dem Knast schmuggeln, oder entlassene Gefangene, die durch Folter in israelischer Gefangenschaft unfruchtbar geworden sind. Viele Frauen lassen sich in der Hoffnung auf einen grösseren Ertrag gleich mehrere befruchtete Eizellen einsetzen. Der Eingriff ist teuer, mindestens 2500 Dollar, fast so viel wie das jährliche Durchschnittseinkommen eines Palästinensers. Als katholische Einrichtung führt das Spital zur Heiligen Familie keine künstlichen Befruchtungen durch. Doch da Mehrlinge oft zu früh zur Welt kommen, landen sie meist auf der Frühchen-Intensivstation der Klinik. Vor neun Jahren musste sie erweitert werden. Vielen Frühchen kann nur hier geholfen werden, staatliche Kliniken sind dafür nicht eingerichtet. Doch nicht nur deshalb ist das Spital zur Heiligen Familie beliebt. Wer sich die Behandlung nicht leisten kann, muss hier nichts bezahlen. Und wer nicht ins Spital kommen kann, zu dem kommen die Ärzte: Jeden Donnerstag fährt ein Team zu den Beduinen in die Judäische Wüste. Die anfallenden Kosten finanziert das Spital über Spenden.

Tariq Qeisieh (33), ein Pfleger mit Fünftagebart, gibt Sara das Fläschchen. Sie saugt gierig daran. «Jetzt kann sie entspannen», sagt er und überprüft ihre Temperatur, wechselt die Windel, zieht sie warm an. Sara hat Glück, sie kann schon heute auf die reguläre Station. Tariq schiebt sie zum Lift, im Parterre durchquert er die leeren Bogengänge des alten Gebäudes. Aus einer offenen Tür fällt Licht auf den von Tausenden Füssen geschliffenen Steinboden. Steigt man aufs Dach der Klinik, sieht man in den mit Palmen bestückten Hof und über die schwach beleuchtete Stadt, gebaut auf steilen Hügeln in biblischer Landschaft. Darüber schwebt ein oranger Mond. Bethlehem ist eine arabische Stadt mit einer palästinensischen Christin als Stadtpräsidentin. Der überwiegende Teil der Bevölkerung ist muslimisch, die Anzahl Christen ist in den letzten Jahrzehnten auf unter zwanzig Prozent gesunken. Manchmal gibt es Auseinandersetzungen zwischen muslimischen und christlichen Palästinensern, vereint fühlen sich viele in ihrer Ohnmacht gegen die israelische Besatzung.

21.45 Uhr, Chefarztbüro der Intensivstation für Neugeborene. Micheline al-Qassis sitzt am Schreibtisch, ihr Handy klingelt. Es ist ein Pfleger aus dem ersten Stock. Ein Frühchen nimmt nicht genug Nährstoffe auf. Die Chefärztin springt auf und eilt in die Frühchenstation. Sie ist eine geduldige, freundliche Frau mit langen braunen Haaren. Das grelle Neonlicht lässt die Ränder unter ihren Augen noch dunkler erscheinen. Oft verbringt sie 24 Stunden bei «meinen Babys», wie sie die Säuglinge nennt. Sie scherzt, singt, streichelt und küsst. Doch jetzt ist sie ernst, konzentriert. Sie desinfiziert Hände und Arme, zieht einen OP-Kittel über, legt Mundschutz und Haube an und stülpt die Handschuhe bis über die Ärmel. Das Baby ist mit sterilen Tüchern zugedeckt, nur die Nabelschnur ist durch ein Loch zu sehen. Und ein Füsschen, das sich unter dem Tuch hervorreckt. Micheline schneidet ein Stück Nabelschnur ab und sucht mit zwei Pinzetten nach Vene und Arterie. In die Vene schiebt sie einen dünnen Schlauch, an dessen Ende ein Spritze mit klarer Flüssigkeit hängt. Da das Baby über die Kanüle im Handrücken nicht genügend Nährstoffe aufgenommen hat, werden sie dem Kind nun direkt zugeführt. Langsam drückt Micheline die Spritze leer. Das grüne OP-Tuch bebt im schnellen Atemtakt des Babys. Mit dem zweiten Schlauch zapft sie Blut aus der Arterie. Anschliessend näht sie das Ende der Nabelschnur zu. Geschafft! 45 Minuten hat der Eingriff gedauert. Das Weinen des Babys wird vom Piepsen der Maschinen übertönt. «Ruhig, Schätzchen», beschwichtigt Micheline. «Alles wird gut.» Ihr Handy klingelt schon wieder.

23.15 Uhr, Entbindungsstation, Zimmer 3. Eine blonde Frau liegt schreiend in den Wehen. Fünf Hebammen hantieren, ein Arzt versucht, das Baby mit der Saugglocke herauszuziehen. Einige Minuten später ist der Bub draussen. Er brüllt. Micheline wäscht das Baby, wiegt es und legt es der Mutter an die Brust. «Es geht ihm gut», sagt sie. Dann muss sie wieder los.

Es ist Mitternacht, und Micheline schaut noch einmal in der Intensivstation vorbei. Sie bleibt vor jedem der 13 Babys stehen: dem neun Wochen zu früh geborenen Mädchen, dem 800 Gramm leichten Buben, den Vierlingen. Sie erneuert Schläuche, schliesst leise einen offenen Inkubator. Um 1 Uhr lehnt sie sich im Schreibtischsessel ihres Büros zurück. Das Zimmer ist karg eingerichtet. Behandlungsliege, Kühlschrank, Wickeltisch, Pult. «Hier untersuche ich meine Kinder, hier esse ich, hier schlafe ich», sagt sie lachend. Um halb zwei legt sie sich auf die Liege und versucht ein wenig Ruhe zu finden. Bis kurz darauf ihr Handy klingelt. •

malteser-krankenhaus-bethlehem.de

Spital & Stadt

Das Frauen- und Geburtsspital zur Heiligen Familie ist das grösste und modernste der Region und das einzige mit einer Intensivstation für Neugeborene. Die Kindersterblichkeit ist sehr tief. Achtzig Prozent der Patientinnen zahlen nur einen Bruchteil der Kosten oder gar nichts.

Bethlehem liegt im Südwesten des Westjordanlands, wird von der Palästinensischen Autonomiebehörde verwaltet und grenzt an die Agglomeration von Jerusalem. Die beiden Städte werden durch eine militärisch gesicherte Mauer voneinander getrennt. Sie ist Teil einer 800 Kilometer langen Absperrung entlang der Grenzlinie zwischen Israel und dem Westjordanland und verstösst gemäss Uno gegen das internationale Recht.